



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers**

**Lietz, Hermann**

**Veckenstedt am Harz, 1922**

Der große Krieg

**urn:nbn:de:hbz:466:1-31086**

Der große Krieg.









ftmals hatte ein besorgter, vorsichtiger Freund der Heime gemahnt: „Sammeln Sie Reserven. Bald kommt der Krieg.“ Daß der Gedanke an „Reserven“ mir jemals zugesagt hätte, kann ich nicht behaupten. Viel lieber haben mir immer die Worte Jesus' von Nazareth geklungen: „Sorget nicht für den kommenden Morgen. Genug ist's, daß jeder Tag seine eigene Plage hat . . .“ Wenn der Krieg einherbrausen würde, was bedeuteten dann die Heime! Ein Tropfen im wogenden Meere. Im geretteten Vaterland würden auch sie erhalten bleiben. Im unglücklichen Vaterland mochten auch sie zu Grunde gehen. Jener Rat war aber gewiß gut gemeint und wohl auch zweckmäßig. In Bieberstein beim Aufmauern des Gewächshauses warf einst ein Kamerad aus der Eckernförder Bucht, Schleswig-Holsteiner nannte ich ihn, die Frage auf: „Was tun wir, wenn Krieg kommt?“ Ich sagte: „Ich trete sofort als Kriegsfreiwilliger ein.“ „Und wenn man Dich Deines Alters wegen nicht haben will?“ „Dann werde ich Feldprediger. Aber einer mit dem Säbel an der Seite.“ Ebenso dachten alle, die zugegen waren, auch Ph. Sonntag, Mathis, Heinz Müller, Kullrich, die inzwischen im fernen Osten und Westen schon gefallen sind.

Zu Beginn der Sommerferien 1914 war ich dann mit Jutta und zwei kleinen Jungen nach deren Heimat, den Vereinigten



Staaten, hinübergefahren. Aber schon drei Tage nach der Ankunft drüben fuhren wir auf dem gleichen Schiff in die Heimat zurück, zu unserem Glück, denn der „Imperator“ war der letzte Dampfer, der unbehindert die Heimat erreichte. Als wir in Hamburg ankamen, fanden wir Ahnungslosen alles in Aufregung wegen der Ablehnung des Österreichischen Ultimatus. Einige Stunden später konnten wir in Berlin mit vielen Begeisterten schon zum Denkmal Friedrichs und zum Schloß ziehen. Acht Tage darauf wurden uns auf dem elterlichen Gut der pommerschen Heimatinsel in der Nacht von Radfahrern die Anordnungen über die Mobilmachung übermittelt.

Da gab's für mich nicht langes Besinnen. Ich meldete mich als Kriegsfreiwilliger bei den Halberstädter Kürassieren, zunächst schriftlich, reiste dann so schnell es nur anging an Ort und Stelle und dann, da es unmöglich war, dort anzukommen, weiter ins Ilfenburger Heim. Unterwegs haben wir nachts in Magdeburg vom Fenster unseres Hotels aus dem Sturm, dem Zornesausbruch der über Englands Kriegserklärung erregten Menge, die sich vor dem gegenüberliegenden englischen Konsulat staute, zugeschaut. Eine Beruhigung der empörten Massen trat erst ein, als das Konsulatsschild klirrend zu Boden stürzte.

Es war nicht leicht für mich, als Soldat anzukommen. Das 46. Lebensjahr hatte ich bereits zurückgelegt, war eines leichten Fehlers am Knie wegen seiner Zeit nicht zum militärischen Dienst zugelassen worden. Unzählige jüngere Leute meldeten sich zu den Fahnen. Auch in Goslar bei den Jägern wies man mich des Alters wegen ab. Es sei kein Material zur Einkleidung vorhanden. Auch mit meiner Meldung als Feldprediger hatte ich kein Glück. Man habe mehr als genug. Erst im Oktober gelang mir's, beim zweiten thüringischen Infanterie-Regiment (32) in Meiningen anzukommen.



Inzwischen hatte ich die Heime keineswegs vergessen. So-  
ort nach Kriegsausbruch habe ich ein Rundschreiben an die  
Biebersteiner Schüler geschickt mit der Aufforderung, sich baldigst  
als Kriegsfreiwillige und zur Notprüfung zu melden, und die  
dazu notwendigen Maßregeln angegeben. Der Leiter Bieber-  
steins, mehrere Lehrer, zahlreiche Handwerker und Arbeiter der  
Heime waren einberufen. Ihnen folgten die meisten Bieber-  
steiner Schüler als Kriegsfreiwillige. Die wenigen ihrer Jugend  
oder Felddienstuntauglichkeit wegen Zurückbleibenden ließ ich  
nach Saubinda übersiedeln, wie damals nach dem großen Brande.  
Nicht leicht war's jetzt und für die Folgezeit, als immer mehr  
Lehrer einberufen wurden, genügenden Ersatz zu beschaffen.  
Mehrere Damen, Schweizer Lehrer und ein Norweger kamen  
zur Hilfe.

In den ersten Kriegswochen war ich vor allem im L. E. S.  
Ilfenburg; dort bei den Kleinen war die Begeisterung ungeheuer.  
Trafen doch gerade damals die ersten großen Siegesnachrichten  
ein, vom Fall Lüttichs und Namurs, dem unaufhaltsamen Vor-  
dringen im Westen. Allabendlich lagerten wir uns unter der  
hohen Fahne auf der Wiese, hörten die Berichte von der Front,  
sangen die herrlichen Kriegslieder. Damals leitete den Gesang  
noch unser lieber, trefflicher R. Schindhelm. Später ist ja auch  
er gefallen wie sein Freund S. Ruprecht aus Göttingen, der  
ihn zu uns gebracht hatte. Aber nie werde ich vergessen, wie  
die Jungen bei meinem Abschied in der Kapelle mit ihm sangen:  
„Vater, ich rufe Dich . . .“

Von Ilfenburg fuhr ich nach Saubinda, um auch dort alles  
für die Zeit meiner Abwesenheit vorzubereiten.

An einem Sonntag morgen kamen wir auf der Fahrt von  
einem Heim ins andere im Auto durch Arnstadt. Da wurde  
gerade die Botschaft von der Versenkung der drei englischen



Panzerkreuzer durch U. 9 angeschlagen. War das ein Ereignis! Eingehend besprach ich in Saubinda in der Kapelle die Entstehung des Krieges an Hand der damals zugänglichen Aktenstücke. Noch weilte hier unter uns Herr Millner als englischer Lehrer. Der sprach offen in der Kapelle seine Mißbilligung der Politik seines Landes aus und wollte loyal bei uns weiterarbeiten. Später mußte auch er als Gefangener nach Ruhleben.

Die Botschaft vom Opfertode lieber Glieder des Heims ließ nicht auf sich warten. Als erste traf die von Theodor Wegener ein. Andere folgten bald. Nun haben uns schon mehr als vierzig erreicht! Unter ihnen die von fünf Lehrern, den Herren Schindhelm, v. d. Smiffen, Weigel, Keilhack, Vetter. Der Tod so vieler lieber Freunde, hoffnungsvoller, z. T. hochbegabter Jünglinge erfüllte mich mit tiefer Trauer. In unseren Kriegsheften hab ich ihrer gedacht und gesagt, was sie uns bedeuteten und immer bedeuten werden. Unter den gefallenen Biebersteiner Kriegsfreiwilligen berechtigten infolge ihrer Begabung und Charaktereigenschaften zu den höchsten Erwartungen Ph. Sonntag, Erwin Mathis, Günther Kullrich, G. Walther. Aus der Zahl der früheren Schüler Th. Westphalen, R. de Cuvry, R. v. Basse, W. Sängler, G. Büttner. Und wie viele mögen inzwischen diesen schon gefolgt sein und noch folgen?

Sofort nach Kriegsausbruch hatte ich allen im Heim Tätigen versprochen, in der Zeit ihres Dienstes im Felde und erst recht im Falle ihres etwaigen Todes für ihre Angehörigen zu sorgen, soweit die Mittel des Heims ausreichten. Keineswegs leicht war es allerdings in der Kriegszeit, diesen wie allen anderen Verpflichtungen nachzukommen. Ein nicht geringer Teil der Einnahmen fiel aus. Etwa vierzig Schüler waren als Kriegsfreiwillige abgegangen. Die deutschen Kinder aus dem



Auslande hatten nach den großen Ferien nicht ins Heim zurück-  
kehren können. Alle Preise waren bedeutend gestiegen. Starke  
Schädigungen der wirtschaftlichen Betriebe waren durch die  
Einberufungen der Handwerker und Arbeiter unvermeidbar.  
Manche Eltern konnten die Erziehungskosten nicht aufbringen.  
Dazu kamen die notwendigen Abzahlungen, die Durchführung  
des Waisenhauses, die Kriegsunterstützungen.

Schloß Bieberstein hatte ich von Anfang an als Kriegs-  
lazarett zur Verfügung gestellt. Die Unterhandlungen mit den  
Behörden führten aber trotz meines Entgegenkommens zur Ab-  
lehnung. Die Hinschaffung und die Behandlung der Kranken  
dieselbst erschien den Herren zu umständlich. Dagegen ersuchten  
sie mich, das Schloß für gefangene feindliche Offiziere zur Ver-  
fügung zu stellen. Das habe ich glatt abgelehnt. Für den  
geringsten verwundeten Krieger, ob Freund oder Feind, sehr  
gern! Aber alles, was wir über Schicksale unserer Gefangenen  
in Ost und West, die Behandlung Unsriger auf dem Schlacht-  
feld, über die sittlichen Werte z. B. russischer Offiziere und  
ihre Handlungsweise erfuhren, ließ es meiner Meinung nach  
als unberechtigt und unangemessen erscheinen, ihnen eins der  
schönsten Schlösser Deutschlands mit vielen wertvollen Gegen-  
ständen, die keineswegs mir allein gehörten, zur Verfügung zu  
stellen und meinen Angestellten zuzumuten, sie zu verpflegen und  
zu bedienen, ganz abgesehen davon, daß sie wohl nirgends so  
leicht hätten entkommen können, als in dem rings von Wäldern  
umgebenen Bieberstein. So mußte denn leider im einsamen  
Schloß Fräulein Dieser allein mit wenigen Hilfskräften treue  
Wacht halten. Aber manches Mal hielten Gäste dort Einzug.  
So wiederholt Kriegsinvalide aus dem nahen Fulda, die dort  
wenigstens einen schönen Sonntag Nachmittag verleben wollten.  
Oft auch Schüler aus Haubinda.



Aber war es dann richtig, daß ich selbst die Heime verließ und als Kriegsfreiwilliger ins Feld zog? Diese Frage haben andere und ich mir oft vorgelegt. Mochte die Antwort nun ausfallen, wie sie wollte, ich hielt's einfach nicht mehr zu Hause aus, obwohl ja unendlich viel mich dort zurückhielt und mir den Abschied schwer machte. Aber zu hören, wie täglich die Zahl der Feinde und die Not des Vaterlandes wuchs, wie nicht bloß die Macht der Schwerter, sondern auch die der Lüge, Bosheit, Heuchelei gegen uns aufgeboten wurde; wie viele liebe Freunde ihr Leben daransetzten und verloren, und — angesichts dieser Tatsachen daheimbleiben, wie mein Landsmann im Liede sagte: „Hinter dem Ofen“, das war mir unerträglich. Das machte mich unglücklich, nervös, ungenießbar, hätte mich schließlich krank gemacht. Meine Jungen und viele andere forderte ich auf in den Kampf zu ziehen. Und ich sollte zurückbleiben? Wenn in meinem Beruf das Beispiel alles, wenn er ohne das nichts ist, durfte ich mich dann dieser Pflicht entziehen?

Und die Heime? Wenn sie die Zeit meiner Abwesenheit und auch meinen Tod nicht überstehen konnten, dann verdienten sie eben nicht zu sein. Nicht, daß ich mir eingebildet hätte, nennenswerte kriegerische Taten vollbringen zu können. Im Felde war ich als Soldat einer von vielen Millionen. Aber nur darauf kam's an, daß keiner, der die Waffen tragen konnte, zurückblieb, daß keiner sich zu gut für diesen Ehrendienst hielt. Nur wer sie nicht tragen und schwingen konnte, mochte daheimbleiben. In dieser Gesinnung meldete ich mich fürs Feld.

Eines Morgens kam in Haubinda ein Auto angefahren, in der Kriegszeit eine Seltenheit. Zwei Offiziere vom Generalkommando in Kassel, der eine ein guter Freund unserer Heime, entstiegen ihm. Sie hatten hier und in der Umgegend zu tun.



Drum fuhr ich mit ihnen zusammen weiter. Zunächst schauten wir, ob das nahe Schloß Seidingstadt für Zivil-Kriegsgefangene brauchbar und erhaltlich sei. In Meiningen, wohin wir später kamen, ließ ich mich auf Felddiensttauglichkeit hin untersuchen und wurde als brauchbar befunden. Der Arzt meinte: „Das Kommissbrotessen wird Ihnen wohl schwer fallen.“ Beim Fußballspiel war mir nämlich vor Jahren ein gut Teil Zähne ausgestoßen worden. Ich meinte: „Wenn es weiter nichts ist! Mit dem Kommissbrot will ich schon fertig werden.“ So wurde ich denn für den 15. Oktober früh nach Meiningen in die Kaserne bestellt.

Über den Garnisondienst bei den 32ern in Meiningen vom 15. Oktober bis 23. Dezember brauche ich nicht viel zu sagen. Viele werden ihn aus Erfahrung oder Schilderung kennen. Der Dienst selbst ist mir weder hier noch sonst irgendwo schwer geworden. Das Leben in den Heimen, die vielen körperlichen Übungen, vor allem aber die Gewohnheit, alles zu leisten, was man sich vorgenommen hatte, kamen mir wie meinen Schülern jetzt zugute. In dieser ersten Kriegszeit ließen Ausbildungsmannschaft, Ausrüstung, Waffen, Unterkunftsort naturgemäß noch viel zu wünschen übrig. Alles Verfügbare und alle Kräfte mußten zunächst dem Felde dienen. Wir hatten aber fast alle guten Willen, alles mit in Kauf zu nehmen, mochte kommen, was da wolle. Die infanteristische Ausbildung war hier jedenfalls gründlicher als an anderen Plätzen später. Bald fand ich Gelegenheit, mich unter meinen Kameraden nützlich zu betätigen. Die Mannschaft unseres Rekrutendepots wohnte in einem großen Saal und den Nebenräumen einer Vorstadtchenke, der „Schwarzen Henne“. Kein Vorgesetzter schlief bei diesen mehr als hundert jungen, einander unbekanntem Menschen, die zumeist dem Arbeiterstand



angehörten und in der Schenke vor der Nachtruhe reichlich Gelegenheit zum Alkoholgenuß hatten. Kein Wunder, daß abends zunächst stundenlang ein wahrer Höllenlärm auf dem Strohlager herrschte. So schrieb ein junger, schwächlicher Mensch bis tief in die Nacht hinein „Extrablatt“, was als Witz fortgesetzt belacht wurde. Am nächsten Morgen brach das „Extrablatt“ beim Exerzieren ohnmächtig zusammen. Herzliches Mitleid erfaßte mich mit diesen Menschen. Wenn man mit diesem oder jenem unter vier Augen sprach, dann erkannte man den inneren Wert vieler. Aber der einzelne Mann konnte sich unter der Masse nicht durchsetzen. Da führte nur Blödsinn, Unerzogenheit oder gar Gemeinheit das Wort. Wie anders war doch das Erlebnis an einem Nachmittage auf dem Weg von der Kaserne zum Quartier gewesen! Da sah ich einen dieser Jungen auf der Straße mit traurigem Gesicht einen Brief lesen. Bald war ich mit ihm ins Gespräch gekommen. Offenherzig erzählte er, daß er auf dem Ramm des Thüringer Waldes zu Hause und Waldarbeiter sei, viele Geschwister habe. Nun sei der Vater krank und Arbeit nicht zu haben. Darum habe er sich wie auch manch anderer von droben als Kriegsfreiwilliger hierher gemeldet. Zufällig kannte ich einige Bewohner der Gegend und konnte somit die Wahrheit seiner Erzählung bestätigt finden.

Genügend für diese jungen, zum größten Teil recht unerzogenen und unerfahrenen Menschen in dieser großen, schweren Zeit Exerzieren am Morgen, am Nachmittag, eine Stunde Instruktion übers Gewehr u. ä., dazwischen Putzen und Waschen, mittags auf dunklem Gang unten in der Kaserne vor der Küche oder draußen auf dem nassen Hof einen Napf Essen verzehren, abends die Tollheiten auf dem Stroh, die der dann und wann vom Obergeschoß kommende angetrunkene



Sergeant höchstens noch steigerte? Die wenigen vom Gymnasium herkommenden Kameraden zogen sich zumeist entweder von den jungen Arbeitern bald zurück in ihre eigenen Wohnungen und Kreise, oder sie gaben selbst kein nachahmenswertes Beispiel. Der Ton der Unteroffiziere war häßlich. Ich selbst versuchte, den jungen Kameraden so gut ich konnte zu helfen und in ihnen Ahnung und Gefühl von der Größe und dem Ernst der Zeit zu wecken. Dabei verfuhr ich wie in den Heimen. Die Kameraden in der „Henne“ verließ ich nicht, richtete vielmehr im Schlaffaal Kapellenabende ein, in denen ich über den Krieg erzählte und vorlas und Lieder singen ließ. Ganz leicht war's ja anfangs keineswegs, hierfür Gehör und Stimmung zu verschaffen. Doch bald mußten die Schreier das Spiel verloren geben. Ein neuer Kompagnieführer billigte und begünstigte meine Bemühungen. Aber die gingen über den Horizont des erwähnten Sergeanten. Obwohl mir der Kompagnieführer das Gegenteil erlaubt hatte, und dadurch Ruhe und Ordnung bewirkt wurde, durfte nach dem Gebot des Sergeanten von 9 Uhr ab keiner mehr lesen oder vortragen. Gegen das Lärmen und Toben bis Mitternacht hatte er nichts einzuwenden. Da die Mehrzahl erst um 9 Uhr erschien, mußte ich hier schließlich zum Bedauern vieler mein Werk aufgeben.

Dafür richtete ich nun mit Zustimmung der Kompagnieführer wöchentlich nach dem Dienst im großen Saal des Zivilkasinos Gesangabende ein, in denen ich zugleich das Wertvollste aus der Literatur der Kriegszeit bot. Dabei wirkten wiederholt auf meine Bitte hin verschiedene Lehrer aus dem L. E. S. und Mitglieder des Meininger Hoftheaters mit. Diese verhalfen dazu, daß zahlreiche Kameraden die Sonntag-Nachmittagsvorstellungen für wenige Groschen besuchen konnten und so viel Erhebendes sahen.



Etwa Ende November war in unserm wie in anderen Regimentern angefragt worden, wer Schneeschuhlaufen könne. Da hatte auch ich mich gemeldet. So bekamen wir plötzlich am 22. Dezember abends den Befehl, uns zu sofortiger Abreise bereit zu halten. Über Ziel und Zweck der Fahrt erfuhren wir nichts Genaues. Zusammen mit Jutta feierte ich in einem Nachbarhaus der „Henne“ ein stilles Weihnachten, zu dem ich ein kleines Edeltännchen aus der Stadt mitgebracht hatte. Da ließen mich die Kameraden für eine kurze Weile zu sich bitten. In der Mitte des großen Saales stand ein Stuhl. Ein Tannenzweiglein war an der Lehne angebunden. Wenige kleine Lichter brannten an diesem Christbäumchen. Ringsum lagen die Kameraden auf ihrem harten Lager, Weihnachtslieder singend. Da sprach ich zu ihnen, was das Herz mir eingab, ließ das Edeltännchen mit seinen Lichtern herbeiholen und neben den Stuhl stellen und ein Abschiedslied singen. Dieser Abend war mir der schönste in Meiningen. Auch bei diesen Kameraden schien ich nicht umsonst gewesen zu sein. Um Mitternacht etwa rief mir eine Ordonnaiz zu, daß ich um vier Uhr in der Kaserne sein und um fünf etwa mit der Bahn abfahren solle. Das war der Abschied von Meiningen. Ein guter Kamerad bot mir das Lebewohl, als der Zug abfuhr. Über Schweinfurt ging die Fahrt nach München. Hier wurden wir dem neu gebildeten Schneeschubbataillon zugewiesen.

Ich habe dem Feldzug mit großen Erwartungen entgegesehen und gehofft, das gewaltige Geschehen des Krieges werde dem Mittämpfer in ganz anderer, lebensvoller Weise offenbar werden wie dem unbeteiligten Zuschauer. Die Hoffnung täuschte mich nicht. Der Soldat im Felde kann in kurzer Zeit Gewaltiges erleben, die erschütternde Macht des Todes

---



tritt ihm nahe, Vernichtung und Zerstörung umgeben ihn. Unbill der Witterung, Schnee, Sturm, Kälte, Hitze dringen auf ihn ein, quälender Hunger und Durst lehren ihn die körperliche Bedürftigkeit empfinden, über die mancher im bürgerlichen Leben Eingesponnene hinwegsieht. Aber auch die Kraft des Willens und menschlichen Geistes, die sich allen Schrecknissen gegenüber siegreich zu behaupten weiß, wird im Felde häufig kund.

Vor den Strapazen, die meiner warteten, hat man mich oft gewarnt, mich auch erstaunt über sie befragt. Zeiten hat's gegeben, in denen ihre Bewältigung mir sehr schwer fiel. Aber im allgemeinen doch kaum schwerer, als der Mehrzahl. Unsere Truppe hat durch die Anstrengungen, Witterung u. ä. viel mehr Verluste gehabt, als durch Verletzungen. Wir hatten so übermäßig schweres Gepäck, daß beim Auszug ins Feld auf dem Marsch von der Kaserne zum Bahnhof nicht wie üblich gesungen werden konnte, und alle im Schweiß gebadet anlangten. Obwohl es Mitternacht und 31. Januar war. So bepakt mußten wir Schneeschuhläufer häufig auch unsere Schneeschuhe noch tragen, bedeutende Anhöhen nehmen. Mochten andere Jugend und größere körperliche Kraft vor mir voraushaben, so hatte ich doch vor den meisten den Vorteil eines in langen Jahren geschulten Willens. Deshalb können es überhaupt Alte oft erfolgreich mit Jungen, Kräftigeren aufnehmen. Aus dem genannten Grunde wurde es mir auch durchaus nicht schwer, ja selbstverständlich, auch im Felde alkoholische Getränke und das Rauchen völlig zu meiden. Was focht es mich an, wenn Zigarren und Zigaretten oft reichlicher und regelmäßiger ausgeteilt wurden als Brot, wenn in Tirol Wein und anderswo Tee mit Rum oder Bier immer wiederkehrten und auf die Abstinenter bei der Ernährung nicht die geringste Rücksicht



genommen wurde, als sei ihre Überzeugung eine Sonderbarkeit oder Anmaßung? Nur um der Sache und der Kameraden willen konnte ich diese Einrichtungen und die Kurzsichtigkeit der Verwaltung bedauern. Beklagenswert erschienen mir die, welche sich durch solche Umstände von ihren Grundsätzen abbringen ließen und so auch ihrerseits an Willens- und Widerstandskraft geschwächt wurden. Selten hab ich schlimmere Wirkungen des Alkohols gesehen, als während dieser Kriegszeit in den verschiedenen Garnisonen und zwar weniger bei den „Gemeinen“, denen zumeist Gelegenheit und Mittel fehlten, als bei den verschiedensten Dienstgraden. Da wurden auf sogenannten Kompagnieabenden vier bis fünf Liter Bier vom Teilnehmer getrunken. Da waren ganze Schlaffäle nicht zur Ruhe zu bringen. Sehr scharfes Einschreiten gegen diese Dinge und die mit ihnen nur zu oft verbundenen sexuellen Unsitte war bitter not. Was soll man dazu sagen, daß schon nach etwa einem Kriegsjahr die Zahl der Geschlechtskranken und dann mindestens zunächst Felddienstuntauglichen einige Armeekorps ausmachte, daß die ernstesten Worte von Feldpredigern gegen solche Zustände sehr geringen Widerhall fanden? War's verwunderlich, daß bei vielen von echtem Stolz, z. B. den Dirnen in Feindesland gegenüber, wenig zu finden war? Daß manche ihrer körperlichen Schwäche und Trägheit folgten, wenn beim Wachtdienst Selbstüberwindung ihre höchste Pflicht gewesen wäre? Daß gar manche sich nicht vor Diebstahl, sei es am Eigentum der Kameraden, sei es an dem der Feinde, vor Lüge und Ungehorsam scheuten? Für dies alles könnte ich viele Beispiele und Beweise anführen.

Nicht als ob ich angesichts solcher Dinge an Vertrauen zu unseren Kriegern und unserer Sache eingebüßt hätte. Im Gegenteil mußte ich mir sagen: Ein unverwüßlicher Bestand



an Kraft muß vorhanden sein, wenn soviel Verwahrlosung, Mangelhaftigkeit auch der Führer, der zur Erziehung Berufenen nicht noch mehr Schaden angerichtet hat. Wie viel Herrlicheres könnte erreicht werden, wenn man jenen Dingen mit Sorgfalt, Liebe, Ernst und Strenge nachginge! Man findet und fand viele, besonders unter den nicht beförderten Kameraden, in denen ein sehr guter Kern steckte, die prächtige Menschen waren, zumal wenn man mit ihnen allein oder nur mit wenigen zusammen war. Viele gute Eigenschaften traten bei den meisten einfachen Soldaten zu Tage: Wunderbare Genügsamkeit, Ausdauer, Bildungsfähigkeit, Bereitwilligkeit ihr Bestes zu tun, Zähigkeit, Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft. Wie oft, täglich fast, ließ man sie stundenlang bei jedem Wetter stehen und warten — zumeist völlig zwecklos. Geduldig wurde es ertragen, höchstens der Vers gesagt: „Die Hälfte seines Lebens, wartet der Soldat vergebens.“ Aber durch gewissenlose und schlechte Kameraden und Unterführer waren sie leicht zu verderben. Gar manche von diesen ließen es an nur zu vielem fehlen. Manchmal habe ich gedacht: Vor etwa 100 Jahren wurde die Prügelstrafe in der preußischen Armee abgeschafft. Heute muß jenes Werk vollendet werden, indem die Schimpf- und Scheltstrafe beseitigt wird, indem endlich Stolz, Pflichtgefühl, Vaterlandsliebe zu wirksamsten Triebfedern soldatischer Tüchtigkeit entwickelt, indem echte Erziehungsarbeit aus dem innersten Wesen des Menschen heraus geleistet wird.

Nur seltene Ausnahmen waren die, die sich in diesem Sinn um die Mannschaft bemühten. Für mich war dieser Teil freiwilliger Betätigung als Kamerad oder später als Vorgesetzter eine Selbstverständlichkeit, Sache der Pflicht und innerster Befriedigung. Selten habe ich dabei Verständnis und Unterstützung von seiten Mitvorgesetzter oder nächst Übergeordneter gefunden.



Echte, gerade auch geistige, sittliche Führerschaft tut der Jungmannschaft in Schule, Garnison und Feld gleich not. Wie selten hat man daran gedacht oder sich bemüht, dem Gemüt, dem Herzen dieser Durstenden wenigstens Tropfen klaren Wassers, geschweige denn einen tüchtigen Trunk zu geben! Wer sich das nicht selbst verschaffen konnte, der konnte nur zu leicht im Einerlei des Garnisondienstes, bei der Anwendung von Zwangsmitteln oder dem stumpfen Warten im Felde schwer leiden, um nicht zu sagen verblöden. — So bot mir der Krieg durchaus eine Bestätigung alter Überzeugungen und Grundsätze, doppelten Antrieb, alles Schwergewicht auf meine Arbeit zu verlegen, und nur als Quelle weiterer Erfahrung, als Feld neuen Wirkens werte ich jene Zeit meiner Teilnahme am Feldzug. Das Episodische, die einzelnen Erlebnisse, Vorfälle und Begebenheiten kommen erst in zweiter Linie in Frage und können füglich hier unberücksichtigt bleiben.

Die Heime verlor ich als Soldat keineswegs aus den Augen. Bald nach Kriegsbeginn hatte ich angeregt und veranlaßt, daß unsere Schülerzeitung zur Kriegszeitung der L. E. S. e umgestaltet würde, häufiger und umfangreicher erschien. Mochten die Mehrkosten jetzt auch schwer zu tragen sein, so dienten wir mit den Kriegsheften doch auch der großen vaterländischen Sache. Viele Kriegsteilnehmer lasen sie mit dankbarer Freude. Und auch denen, die nicht mit ins Feld ziehen konnten, waren und bleiben diese schlichten Berichte ein Denkmal der großen Zeit. Als M. Prüß, ihr bisheriger Herausgeber, ins Feld gerückt war, trat Dr. S. Walther an seine Stelle. In zwanzig Monaten sind zehn „Kriegsnummern“ erschienen. Die im Heim Verbliebenen behielten auf diese Weise innige Fühlung mit den Kameraden im Felde und diese untereinander und mit den Heimen.



In vielen veröffentlichten Briefen und zahlreichen sonstigen Mitteilungen ist die Versicherung enthalten: Erst im Kriege habe man an sich selbst deutlich erfahren, wie wertvoll die L. E. S.-Erziehung gewesen sei. Ihr sei es zu danken, daß man Strapazen, Entbehrungen, Nöten, Kämpfen, Versuchungen aller Art sich gewachsen zeigte. Mußten nicht solche unaufgefordert und größtenteils angesichts des Todes aufgezeichneten Bekenntnisse trösten und bestärken?

Sicherlich übten sie auch auf viele im Heim Verbliebene ihre Wirkung aus. Eifriger denn je wurde die militärische Vorbereitung in Ilfenburg unter Dr. Walthers, in Haubinda unter Dr. v. Lühows Leitung, betrieben. Wenn ich auf Urlaub in die Heime kam, konnte ich bemerken, daß man Tüchtiges dazugelernt hatte. Auch aus dem Unterricht, den Kapellen, den Liedern, Zeichnungen, Modellierarbeiten ersah man, wie der heilige Kampf die Gemüter aller beschäftigte. Man sammelte, schenkte und arbeitete für die im Felde Stehenden. Nie werde ich vergessen, wie unser lieber H. aus München in der Ilfenburger Kapelle andächtig Kriegspulswärmer strickte. Man verzichtete auf seinen Sonntagskuchen und so manches andere. Die Waisenkinder hungerten öfters einen Tag, um Kriegern im Felde etwas schicken zu können. Je jünger, desto begeisterungsfähiger, das spürte ich gar wohl.

Im Munsterlager hatte ich im Herbst 1915 einen Offiziersausbildungskursus durchzumachen. Von der Sonnabendabendkapelle bis zum Sonntag mittag unter meinen lieben Kleinen in den Heimen Ilfenburg und Grovesmühle zu sein, ihren Liedern, Vorträgen, Plauderreden zuzuhören, ihren Kriegsspielen zuzuschauen, ihnen erzählen zu können, war für mich die höchste Freude. Gern nahm ich dafür die zweimal sechsstündige Eisenbahnfahrt auf mich.



Somit kann man wohl sagen, daß die Heime bis dahin die Probe im Kriege bestanden haben. Auch im Felde, ja in ihm erst recht, blieb ich den Heimen treu. Natürlich konnte meine Hilfe nur eine beschränkte sein. Von meiner Garnison Meiningen und später vom Kursus im Munsterlager aus besuchte ich die Heime an Sonntagen so oft es anging. Meine Urlaubszeit aus dem Felde brachte ich möglichst in ihnen zu. So sah ich doch immer wieder, was da vor sich ging, half so gut ich konnte, soweit es mir möglich war, blieb aber auch in den Zwischenzeiten durch eifrigen Briefwechsel mit unserer Sache und vielen Freunden derselben in enger Verbindung. Bevor ich aus der Garnison ins Feld rückte, habe ich eine eingehende Denkschrift über die weitere Durchführung der L. E. He. im Kriege und nach dem Kriege ausgearbeitet und meinen Stellvertretern zugehen lassen. Obwohl kein Freund von Testamenten hatte ich mich doch entschlossen, ein solches aufzusetzen und beglaubigen zu lassen. In ihm ist weitere Fürsorge für die Heime getroffen.

Kann man mir Fahnenflucht an meinem Werk vorwerfen?